LESEPROBE

Sieben Tage Sterben und ein ganzes Leben

Wie ich im Abschied von meinem Vater das Leben neu verstehen lernte

ein autobiografischer Roman von

Karin Hoisl-Schmidt

Erhältlich ab Oktober 2025

Eine Nachricht verändert alles: Karins Vater will die Dialyse beenden – und damit auch sein Leben. In der Rückkehr zu ihren Wurzeln begegnet Karin nicht nur dem nahenden Tod, sondern auch ihrer eigenen Geschichte.

Ein zutiefst persönlicher Roman über Familie, Abschied und Versöhnung. Ehrlich, zärtlich, mit feinem Humor und tiefer Menschlichkeit erzählt die Autorin von der palliativen Begleitung im häuslichen Umfeld und von einem Sterben, das die leise Wärme eines Neubeginns in sich trägt.

Ein Buch, das nicht nur berührt, sondern auch begleitet – mit hilfreichen Hinweisen, ausgewählten Literaturempfehlungen und Links für alle, die sich dem Thema Sterben und Abschied bewusst nähern wollen.

Ich erinnere mich ...

Ich erinnere mich an den Duft von Mamas Flanellnachthemd, wenn ich nachts zu ihr ins Bett schlüpfte.

Ich erinnere mich an das Knarren der schmalen Holztreppe, wenn ich in mein Zimmer schleichen wollte.

Ich erinnere mich an das Klappern von Opas Gebiss auf dem Fliesenboden, wenn er es beim Niesen verlor.

Ich erinnere mich an den Geschmack von Bienenwachs und Honig, wenn ich mit Papa zerbrochene Waben naschen durfte.

Ich erinnere mich an das angespannte Schweigen bei meinen Besuchen, wenn uns die Worte ausgingen, aber nie das Essen.

Ich erinnere mich an die Träne, die über Papas Wange lief, nachdem er seinen letzten Atemzug getan hatte.

Die Nachricht

Wie in Zeitlupe sank meine Hand, die das Smartphone hielt, auf die Schreibtischplatte. In meinem Kopf hallten die Worte der Sprachnachricht nach. Mir war, als explodierte in meinem Kopf mit einem Knall ihre Bedeutung. Sie dröhnte in meinen Ohren und erschütterte mich durch Mark und Bein.

Papa hatte sich entschieden zu sterben. Es blieb nicht mehr viel Zeit.

Papa war krank, solange ich mich erinnern konnte. Auch Mama sorgte für so manchen alarmierenden Anruf. Aber mit einer erstaunlichen Zähigkeit hatten sich die beiden stets wieder zurückgekämpft. Mit Schreckensnachrichten umzugehen, wurde mir im Lauf der Jahre beinahe zur Routine. Dennoch war klar: Irgendwann würde der Tag X kommen. Der Tag, an dem es einem der beiden nicht mehr gelingen würde, dem Tod von der Schippe zu springen.
Der Gedanke daran ließ in manchen Stunden die unbequemen Fragen hervorkriechen. Die von der Sorte, die in den hintersten Gehirnwindungen schlummern. Im Alltag sind sie nicht zu hören. Da werden sie vom Rattern des Hamsterrads, in dem wir Tag für Tag unser Bestes geben, übertönt. Doch in den stillen Momenten, in denen das Wesentliche an die Oberfläche drängelt, steigen sie langsam in unserem Inneren empor. So unbequem zu denken. Verängstigend, schmerzhaft.
Wie wird es sein, wenn ein Elternteil stirbt? Wie werde ich die Situation erleben und bewältigen? Werde ich zusammen mit meinen Geschwistern am Sterbebett stehen können? Wird alles gesagt sein, was zu sagen war? Wird Zeit für einen guten Abschied bleiben, oder bricht der Tod wie ein unangekündigter Besucher mitten in der Nacht in unser Leben?

In den letzten Jahren waren es vor allem das geschwächte Herz und die kaum noch arbeitenden Nieren, die Papa zu schaffen machten. Durch das regelmäßige Prozedere der Dialyse[1] konnte er überleben. Drei Jahre lang war er dreimal pro Woche zu Gast im Dialysezentrum. Morgens um sechs Uhr fuhr er mit dem Taxi die fünfundzwanzig Kilometer zur Einrichtung. Dort wurde über einen Zugang am Unterarm sein Blut in eine Maschine geleitet, die es von Abfallstoffen und überschüssigem Wasser befreite. Eigentlich der Job der Niere. Vier Stunden später wurde er dann, geschwächt und matt, mit dem Taxi wieder nach Hause gebracht. Eine anstrengende Prozedur, die ihm aber drei Jahre Lebenszeit schenkte.
An jenem Tag hatte er sich laut meiner Schwester Claudia nun entschieden, ein letztes Mal ins Nierenzentrum zu fahren und dann die Dialyse zu beenden. Und mit ihr sein Leben.
Mein Blick wanderte ziellos durch mein Büro, bis er sich an einem Gegenstand im Bücherregal verfing. Ich stand auf und machte ein paar Schritte auf das Regal zu. Seit Jahren lag er da. Dieser Stein. Größer als meine Faust. Ich hob ihn auf. Kühl und schwer lag er in meiner Hand. Mit dem Zeigefinger fuhr ich über die geheimnisvolle Maserung. Die Linien und Erhebungen der Oberfläche erinnerten an Holz, seine Form an ein anatomisches Herz.

Ich erinnerte mich daran, wie er zu mir kam. Es war an einem Abend vor mehr als vierzig Jahren. Ich wartete ungeduldig darauf, dass mein Papa endlich von der Arbeit im Betonwerk heimkehrte. Dann würde sich die ganze Familie zum gemeinsamen Abendessen um den Esstisch versammeln.
Als er an diesem Abend in die Wohnküche trat und lächelnd in seine dunkelbraune Tasche griff, freute ich mich auf ein Papa-Brot. Denn manchmal kam es vor, dass er die Brotzeit, die er morgens eingepackt hatte, wieder mit nach Hause brachte. Das geschah meist dann, wenn ein Kollege Geburtstag hatte und etwas spendierte. Solche Tage waren Festtage für mich. Nichts schmeckte so köstlich wie dieses durchgezogene belegte Brot. Ein kräftig gewürztes Roggenbrot mit dunkel gebackener Kruste. Zwei dicke Scheiben, reichlich mit Butter bestrichen und mit Salami belegt. Papa-Brot. Ein Festmahl für mich.
Auch heute?
An jenem Tag sollte es noch besser kommen. Als er seine Hand wieder aus der Tasche zog, hielt er ein seltsames Ding in seiner Hand.
„Schau mal, was ich heut' in einem Kieshaufen gefunden habe. So einen Stein habe ich noch nie gesehen. Ich schenk' ihn dir."
Erstaunt blickte ich auf den Gegenstand in seiner Hand.
„Pass auf, er ist schwer!"
Mit beiden Händen griff ich nach dem Stein. Papa hatte recht, er war schwer. Nein, so etwas hatte ich noch nie gesehen. Es war ein besonderer Stein. Und er hatte ihn mir geschenkt. Mir. Seiner jüngsten Tochter. Mir. Seinem fünften Kind.
„Danke", flüsterte ich ehrfürchtig. Dann setzte ich mich auf die Couch und legte das Geschenk auf meinen Schoß. Staunend erkundete ich mit meinen Fingern die auffälligen Linien und Vertiefungen. Mochte es auch nur ein Stein sein – für mich war er kostbarer als jeder Juwel.
Jahre später schleppte ich ihn mit in den Erdkundeunterricht. Fragte in Mineraliengeschäften, welches Schmuckstück ich da bekommen hatte. Niemand konnte mir mit Gewissheit sagen, ob er aus versteinertem Holz bestand oder ein Stein war, der im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende durch die Strömung des Wassers diese einzigartige Oberfläche erhalten hatte. Er sollte sein Geheimnis für sich behalten.

Wie ich so mit dem Stein in meiner Hand dastand, musste ich an die Zeit denken, als ich erwachsen wurde und meine eigenen Wege ging. Da glich die Beziehung zwischen Papa und mir mehr und mehr diesem Stein. Die Oberfläche wirkte warm wie das Holz – und war darunter doch oft kühl wie der Stein. Mein Vater war mir oft ein Rätsel und das, was in ihm vorging, war sein Geheimnis. Die Sehnsucht, diesem Mann näher zu kommen, ihm wirklich zu begegnen, sie wog oft so schwer wie dieser Stein. Ich legte ihn wieder zurück ins Regal.
Tausend Fragen ratterten durch meinen Kopf, während ich ziellos durch die Wohnung lief. Ich fragte mich, wie es ihm ging. Wie war er zu der Entscheidung gekommen, die Dialyse zu beenden? War er im Krankenhaus? Was sagte Mama dazu?
Mit zitternden Fingern nahm ich mein Smartphone zur Hand und tippte auf das Hörersymbol neben dem Namen meiner Schwester Claudia. Sie hatte mir die Nachricht geschickt und wusste bestimmt noch mehr.

Ich hörte das regelmäßige Tuten im Ohr. Einmal. Zweimal. Dreimal. Der Anrufbeantworter ging an. Verdammt. Sie war nicht erreichbar. Ob sie bei meinen Eltern war?
Was mach ich? Soll ich bei Mama anrufen? Und dann? Was soll ich denn sagen? Hallo Mama, ich habe gehört, Papa wird sterben?
Keine gute Idee.
Erschöpft setzte ich mich auf die Couch. Die Tränen bahnten sich ihren Weg und ich ließ sie laufen. Phanni, meine Retriever-Hündin, hob den Kopf. Sie stand von ihrem Kissen auf, trottete langsam zu mir und legte ihre Schnauze auf meinen Oberschenkel, während sie mit dem Schwanz wedelte. Ach, diese feine Seele – sie spürte meine Angst. Ich kraulte ihr weiches Fell im Nacken und knuddelte ihre samtigen Ohren. Fellnasen sind einfach die besten Therapeuten.
Es war schon seltsam. Noch ein paar Minuten zuvor war meine Welt eine andere gewesen. Alles hatte sich um einen verkorksten Projektantrag gedreht, um die Termine der nächsten Woche und die Frage, ob ich es vor dem Wochenende schaffen würde, den Posteingang abzuarbeiten. Mit einem Schlag war alles unbedeutend geworden. Schreibtisch, Termine, Arbeit.
Als die Tränen langsam wieder versiegt waren, atmete ich tief ein, und mit einem Seufzen ließ ich mich in die Kissen zurücksinken. Ich machte die Augen zu, tauchte in den Moment ein. In die Wahrheit, die nicht wegzudrücken war.
Papa wird sterben.
Das war alles, was mich jetzt beschäftigte. Und auch wenn ich noch keine Details kannte – ich musste etwas tun. Ich brauchte einen Plan.

[1] Dialyse: Eine Dialyse ist ein Verfahren, bei dem das Blut eines Menschen von giftigen Stoffen gereinigt wird, wenn seine Nieren dazu nicht mehr in der Lage sind. Sie muss zeitlebens wiederholt werden, da der Körper fortwährend Giftstoffe produziert. Wird die Reinigung eingestellt, kommt es somit zu einer todbringenden Vergiftung.

...

Ankunft im Elternhaus

Das grüne Ortsschild sagte mir, dass ich gleich da war. Nach einer letzten Kurve lag das Dorf vor mir. Wie vertraut mir die Häuser und Straßen hier waren. Nach all den Jahren. Es gab in diesem beschaulichen Dorf nach wie vor keine Straßennamen. Die Häuser waren nummeriert und nahezu jedes Gehöft hatte seinen eigenen Hofnamen. Als Kind hatte ich das oft verwirrend gefunden.
Eines Tages hatte Mama aus dem Gemeindeblatt etwas über einen Rudolf Wallner vorgelesen. Als ich sagte: „Den kenne ich nicht“, meinte sie: „A geh, den Rudi vom Stofflbauerhof, den kennst du doch!“
Ja, den schon. Den kannte doch jeder.

Ich bog in die Zufahrtsstraße zu meinem Elternhaus ein. Mein Blick fiel auf die Bank, die dort stand, und ein Schauer lief mir über den Rücken. Die Dorfgemeinschaft hatte sie im vergangenen Sommer aufgestellt. Als Rastbank für Mama und Papa. Was für eine liebevolle Geste. Das ist Dorf. Die Bank wurde zum willkommenen Ziel für die kurzen gemeinsamen Spaziergänge der beiden. Mit Stock und Rollator bewältigten sie mit langsamen Schritten die Strecke vom Haus bis hierher und saßen dann plaudernd auf ihrem Bänkchen. Ich lächelte bei der Vorstellung, wie die beiden da verweilten. Erschöpft, aber dankbar für das, was sie aneinander hatten.
Bald würde ein Platz leer bleiben.
Die Sonne ließ die Schatten der Büsche und Bäume auf dem Weg vor mir tanzen. Ich fuhr auf das Haus am Waldrand zu, das mit seinen beiden flankierenden Nebengebäuden den gepflasterten Hof an drei Seiten umschloss. In Eimern und Trögen wucherten hier Papas Pflanzen. Tomaten, Gurken, Kräuter und Salat in sattem Grün. Seine Helfer hatten während seiner Zeit im Krankenhaus und in der Kurzzeitpflege offensichtlich gut für die Gewächse gesorgt. Der Garten war Papas größter Stolz und das Garteln seine Lieblingsbeschäftigung. Seinen grünen Daumen hatte er mir zu meinem Bedauern leider nicht vererbt. Allerdings war Papa auch erst nach seinem Berufsleben zum Gärtner geworden. Es gab also auch für mich noch Hoffnung.
Ich fuhr in den Hof. Vor dem Haus stand, direkt unter dem zum Hof gerichteten Küchenfenster, eine Bank aus Holz. Von hier aus konnte man das Dorf und die umliegenden Wälder und Wiesen überblicken. Ein guter Ort, um die Gedanken schweifen zu lassen oder um den erwarteten Besuch zu empfangen.
An diesem Sommernachmittag war die Bank nicht besetzt, aber bestimmt hatte Mama schon durch das Fenster geschaut, um zu sehen, welches Auto da auf den Hof gefahren war.
Ich machte den Motor aus, nahm einen tiefen Atemzug, stieg aus und die sechs Stufen zur Haustür empor. Mein Herz klopfte. Was wird mich jetzt wohl erwarten?
Ich öffnete die Haustür und stand im Flur. Es roch nach Kindheit. Vor mir die steile Treppe, die zu meinem früheren Zimmer führte. Lächelnd dachte ich daran, wie die kleine Karin so manches Mal trotzig und zeternd diese knarzende Treppe hochgestapft war. Nicht selten eine wütende Mama hinterher. Manchmal mit einem Kochlöffel in der Hand. Wenn ich vor Trotz bebend und weinend auf meinem Bett lag und hörte, wie Mama die Kochlöffelschublade öffnete und mit einem Knall wieder zuwarf, wusste ich, was mir blühte. Einmal geschah es, dass der Holzlöffel dem Ausmaß der Bestrafung nicht gewachsen war und in zwei Teile brach. Mama behauptete bis zu diesem Tag, er wäre schon alt und brüchig gewesen. Meine Willensstärke dagegen erwies sich als äußerst stabil und überdauerte alle Bestrafungen und verzweifelten Ermahnungen.

Ich löste mich von dem Gedanken, wandte mich nach rechts und öffnete nach einem Klopfen die Tür. Gezeichnet von der Wucht des Tages saß meine Mutter gebeugt am Küchentisch. Sie wirkte noch kleiner als sonst. Aber ihre Augen blitzten überrascht auf. Sie hatte mein Auto heute nicht gehört.
„Hallo Mama."
„Ja grüß dich, Karin. Wo kommst du denn her?"
„Ich habe von Papas Entscheidung gehört und wollte nach euch sehen."
„Das ist schön."

Ich beugte mich zu ihr hinunter und nahm sie in den Arm. „Wie geht's dir denn, Mama?"
„Na ja. Es geht schon."
Keine großen Worte. Aber hätte es überhaupt Worte gegeben, die an diesem Tag passend gewesen wären? Ich hielt Mama einen Augenblick fest und sog den vertrauten Duft ein. Ich war wieder daheim.
Als ich mich an den Tisch setzte, ließ ich meinen Blick durch das Zimmer wandern. Die Zentrale der einst neunköpfigen Großfamilie, mit fünf Kindern und Oma und Opa am Tisch. Was war in diesem Zimmer schon alles gekocht, besprochen, erzählt, gelacht, geweint und verschwiegen worden.
Neben dem Tisch das Kanapee. Der Ort für Mamas heiligen Mittagsschlaf und der Ort, an dem früher Kinder wieder gesundgepflegt worden waren. Die orange Spuckschüssel stand meist in sicherer Reichweite. Der Boden vor der Couch war von uns Kindern zum Spielen genutzt worden. Ich erinnerte mich an die Lego-Eisenbahn, die wir hier im jeweiligen Lego-Alter aufgebaut hatten. Das Arbeiten in der Küche war für Mama dadurch zum Hindernislauf geworden. Inzwischen führte bereits die übernächste Generation die Gleisbauarbeiten an diesem Ort fort.
An der Wand gegenüber dem Esstisch hing die ständig wachsende Familiengalerie. Fünf Kinder mit dazugehörigen, vereinzelnd wechselnden, Schwiegerkindern, elf Enkel und zehn Urenkel waren hier auf Bildern zu finden. Die lebensspendende Kraft der Familie. Sie wurde hier in vielen Gesichtern und Facetten sichtbar. Auf der Wand daneben die Fotos der Verstorbenen. Auch sie hatten ihren Platz.
In der Ecke gluckerte die Kaffeemaschine und der Kaffeeduft breitete sich langsam im Zimmer aus. Wie jeden Tag zu dieser Uhrzeit.
„Du kommst genau richtig, ich habe gerade den Kaffee eingeschaltet, Andreas kommt auch noch vorbei", sagte Mama.
Es hätte ein Tag wie jeder andere sein können in diesem Zimmer. Doch nebenan, im großen Familienwohnzimmer, stand – anders als bei meinem letzten Besuch – ein Krankenbett, in dem ein Mann lag, der beschlossen hatte, den Kampf aufzugeben.
„Ich schau mal zu Papa", sagte ich.
Gespannt betrat ich den Raum. Zwei wache Augen lächelten mir aus dem höhenverstellbaren Bett entgegen, das direkt am großen Fenster stand. Nach einem tiefen Atemzug und mit brüchiger Stimme begrüßte mich Papa. „Karin – wie schön, dass du da bist!"
„Hallo Papa!" Ich beugte mich hinunter, umarmte ihn behutsam und drückte ihm einen Kuss auf die Wange. Dann setzte ich mich auf die Bettkante. Er griff nach meiner Hand. Das warme Licht des Sommernachmittags fiel sanft auf das Weiß der Bettdecke. Es hätte keinen besseren Platz für ein Krankenbett geben können.
„Na, machst du dich bereit für die letzte Reise?"
„Ja, Karin. Es geht nicht mehr."
Er erzählte mir von seinen Qualen. Er atmete schwer, während er mit leiser Stimme sprach. Die Kraft, sie reiche nicht mehr. Heute habe er es kaum zur Dialyse geschafft.
Die Dialysetage waren seit Jahren kräftezehrend und beschwerlich gewesen. Die letzten müssen für ihn die Hölle gewesen sein.
„Ich bin so froh, dass das jetzt vorbei ist." Mit einem erleichterten Seufzen beendete er seinen Bericht.

„Papa, das kann ich so gut verstehen. Du hast das gut entschieden."
Sicher, es gäbe die Option, dass er mit dem Krankentransport liegend zur Dialyse gefahren wurde. Aber das kam für diesen stolzen Mann nicht infrage. Dann lieber ein Abgang mit Würde. Eine Entscheidung, die ich nachvollziehen konnte.
Während ihm die Augen zufielen und er weiter meine Hand festhielt, nahm ich den sanften Wind wahr, der durch das offene Fenster hereinwehte. Der weiß-transparente Vorhang blähte sich mit fließenden Bewegungen auf. Ich horchte.
„Papa, hörst du deine Bienen? Sie summen bis zu dir ans Bett herein."
„Ja, so schön", flüsterte er mit geschlossenen Augen.
Irgendwer arbeitete im nahen Bienenhaus und ein Hauch von Bienenwachsduft lag in der Luft. Es duftete nach Papa. Das Bienenhaus war der Ort, an dem er vom Frühjahr bis zum Herbst an den Wochenenden für uns Kinder verlässlich anzutreffen war. Manchmal hatte ich ihm dort helfen dürfen. Diese seltenen Gelegenheiten, ihm nah zu sein und etwas mit ihm zu unternehmen, hatte ich ausgekostet. Ich hatte es geliebt, die dünne Wachsschicht von den prall gefüllten Bienenwaben vorsichtig zu entfernen. Hauchdünn hatten die Bienen ihre Ernte mit dem duftenden Wachs versiegelt. Mit einem speziellen Werkzeug galt es nun, die bernsteinfarbene Kostbarkeit wieder freizulegen. Anschließend konnte man sie in die Schleuder stecken, um den Honig zu gewinnen. Manchmal fielen bei dieser Arbeit Bruchwaben an, die ich dann auskauen durfte. Der Gedanke daran weckte die Erinnerung an das Bienenwachs in meinem Mund, das beim Kauen an den Zähnen klebte und mehr und mehr an Süße verlor, bis am Ende ein zäher, gelber Wachsklumpen übrigblieb.

Ich schaute auf Papas Hand in meiner. Wie viel hatte sie doch geleistet und gearbeitet in den achtundachtzig Jahren seines Lebens! Ich kannte Papa eigentlich nur mit mindestens einem blauen Fingernagel. Wie oft hatte er sich beim Arbeiten verletzt und Blessuren davongetragen, ohne groß darüber zu reden.
Die Pendeluhr tickte im immergleichen Rhythmus. Sie hing schon länger da an ihrem Platz, als ich zur Familie gehörte. Tick tack, Tick tack – das Geräusch des Pendels klang so vertraut, so warm, so nach Kindheit. Es klang nach Geborgenheit und Fernsehabenden, die ich, mit dem Kopf auf Papas Schoß, hier als Kind hatte verbringen dürfen. Im Winter hatte oft ein Teller mit geschälten Orangen und geschnittenen Äpfeln auf dem Tisch bereitgestanden. Das Ticken des Pendels erinnerte an turbulente Familienfeiern, an Käsesahnetorte und Ananasbowle. Es erinnerte an Weihnachtsfeste und an Enkelkinder, die mit roten Wangen bunte Päckchen aufrissen. Das Aufziehen der Pendelgewichte, begleitet von dem surrenden Geräusch der Ketten, das war immer Papas Aufgabe gewesen. Er hatte die Uhr am Laufen gehalten. Der Christbaum stand immer da, wo jetzt das Krankenbett seinen Platz gefunden hatte.

....

Tag 2 - Sonntag

Nach einer erholsamen Nacht und einem Sonntagsfrühstück in der Morgensonne machte ich mich wieder auf den Weg zu meinen Eltern. Mama saß am Küchentisch und las in der Zeitung, als ich eintrat.
„Guten Morgen, Mama, wie geht's dir denn?"
„Guten Morgen. Bassd scha."
Ich zuckte zusammen. Passt schon. Zwei Worte nur, und doch hatten sie in der Vergangenheit oft so viel erzählt.

„Bassd scha"

Unsere Familie konnte sich nicht als Geburtsstätte großer Redner rühmen. Gestritten wurde kaum. Konflikte eher verschwiegen. Kritik wurde selten geübt, und wenn, dann gut versteckt. Zumindest im Beisein der betreffenden Person.
Wir Kinder lernten früh, anhand der Kombination aus wenigen Worten, der Tonfärbung sowie der Mimik zu erkennen, was Sache war. Gefürchtet war Papas Räuspern in Verbindung mit einem hochroten Gesicht. Da blieben keine Fragen mehr offen. Mama dagegen beherrschte die Meisterschaft, mit nur zwei Worten ganze Bände zu sprechen.
„Bassd scha."
Egal, wo auch immer ich diese in Bayern weitverbreitete Phrase zu hören bekam, sie ließ mich aufhorchen, innerlich erstarren. Alle Sinne waren geschärft, mein Atem stockte augenblicklich.
So manchen Gesprächspartner verwirrte ich noch im Erwachsenenalter damit, dass ich ihn, hatte er diese zwei Worte ausgesprochen, mit analytischem Blick fixierte. Was wollte er mir wohl sagen?
Wenn Mama „Bassd scha" sagte, gab es dafür zwei mögliche Bedeutungen und Anwendungsfälle. Der erste Einsatzbereich war die Antwort auf die simple Frage: „Wie geht es dir, Mama?"
„Bassd scha."
Hier wurden die beiden Worte eingesetzt, um das geduldige Ertragen der kleineren und größeren Wehwehchen des Alltags kurz und knapp zum Ausdruck zu bringen. Gelegentlich konnte auch, durchaus deutlich, der Hauch einer Beschwerde mitschwingen. Ganz nach Tagesverfassung. Je nach aktueller Stabilität des Empfängers schlug der subtile Vorwurf dann mit mehr oder weniger Wucht ein.
Die zweite Funktion von Mamas „Bassd scha" war wesentlich gefürchteter. Erzählte man ihr von Plänen, Ereignissen und Geschehnissen des Alltags, erklang die Floskel oft mit einem tiefen Atemzug verbunden. Ein nachgeschobenes „Ihr werdet es schon wissen" ließ dann keinen Zweifel mehr.
Gar nichts passte.
Das Einsatzgebiet des kurzen Satzes war hierbei sehr vielfältig. „Bassd scha" konnte bei ganz alltäglichen Dingen zum Einsatz kommen. Etwa, wenn ich Mama erzählte, dass ich meine Geschirrtücher nicht bügeln würde.
„Na ja, bassd scha."

Aber auch bei wesentlich markanteren Geschehnissen konnte es erklingen. Etwa bei einer erneuten Schwangerschaft, einer neuen Arbeitsstelle oder einem Umzug.
„Bassd scha. Ihr werdet es schon wissen."
Mamas Meinung war somit in jedem Fall klar. Widerspruch mit höchster Vehemenz in zwei Worten. Ich würde mein Leben lang darüber stolpern. Aber – bassd scha.
An diesem Morgen war es ihr von Herzen verziehen.

....

Die letzte Nacht

So neigte sich ein anstrengender Tag dem Ende zu. Anstrengend vor allem für Mama. Sie hatte jetzt akzeptiert, dass der letzte Tag, der letzte Kuss, das letzte Mal Handhalten und der letzte Atemzug nicht mehr weit sein konnten.
Es war gleichzeitig schmerzhaft und entlastend zu sehen, wie die Realität langsam in die Herzen kroch. Die Endlichkeit hatte begonnen, ihren Mantel auszubreiten. Sie war bereit, jeden Schmerz, jeden Kampf, jedes „Es muss weiter gehen" für immer einzuhüllen. Es fühlte sich an, als würde die Gnade des kommenden Friedens einen wattigen, flauschigen Schutzraum vorausschicken, um uns allen die Angst vor dem Abschied zu nehmen.
Es wird gut gewesen sein.
Wir rückten noch dichter zusammen und in nahezu wortloser Absprache gestalteten wir Kinder einen Schichtplan für die kommende Nacht. Mama sollte sich ausruhen können. Sie würde ihre Kraft in den nächsten Tagen brauchen. Widerstandslos ließ sie sich ins Bett schicken. Mein Camper parkte in dieser Nacht im Hof vor dem Elternhaus.
Petra und ich übernahmen zusammen die erste Schicht. Gemeinsam saßen wir an Papas Bett. Wir zählten seine Atemzüge. Ein – aus – ein – aus. Zwölf Mal. Dann folgte eine Pause von eineinhalb Minuten.
Wie lange eineinhalb Minuten doch waren. Wie tief die Stille, die sich in dieser Zeit über einem nächtlichen Krankenbett aufspannte. Die Pendeluhr schlug beruhigend im vertrauten Takt. Flüsternd unterhielten wir uns. Dann saßen wir wieder nur still da, blickten auf Papas entspanntes Gesicht und lauschten in die Nacht. Gedanken wanderten, Erinnerungen zogen vorbei.
Ich folgte einer Idee und stand auf, um alle Kerzen zusammenzutragen, die ich finden konnte. Große dicke Jubiläumskerzen von Vereinen, die Kerze, die an die Diamantene Hochzeit erinnerte, eine Kerze mit der Altöttinger Madonna – sie sollten das Zimmer in ein warmes Licht tauchen.
Auf dem Tisch stand ein Räucherstövchen. Claudia hatte es mitgebracht und dazu eine liebevoll zusammengestellte Kräutermischung. Ich zündete den Docht der Kerze im Stövchen an und legte eine Prise der Mischung auf das Gitter. Ein würzig-milder Duft durchströmte augenblicklich das Zimmer. Zusammen mit dem Kerzenlicht entstand eine herzerwärmend tröstliche Atmosphäre.
Ich setzte mich wieder ans Bett. Es tat gut, nicht alleine zu sein in dieser Nacht.
Das zunehmende Röcheln beunruhigte mich. „Hörst du, wie schwer Papa jetzt atmet? Meinst du, wir sollten ihm das Medikament spritzen?", fragte ich meine Schwester.
Petra stimmte mir zu. Wir sollten aktiv werden. Ich ging in die Küche und bereitete die Injektion vor. „Ihr könnt nichts falsch machen", wiederholte ich in Gedanken den Satz des Palliativteams.

Ich hatte Papa versprochen, dafür zu sorgen, dass er keine Schmerzen haben würde. Mit diesem Bewusstsein ging ich entschlossenen zurück ans Krankenlager. Vorsichtig schlug ich die Bettdecke hoch und schob Papas Shirt nach oben. Petra formte eine Bauchfalte, während ich beherzt die Spritze ansetzte, in der Hoffnung, ihm keine Schmerzen zuzufügen.
Wir hatten es geschafft. Teamwork in einer Extremsituation.

Die Pendeluhr schlug zwei Uhr und kurz darauf öffnete sich die Tür zum Schlafzimmer. Mama war auf dem Weg zur Toilette und ging mit ihrem Rollator langsam an uns vorbei. Über das Gestänge des Gefährts hingen locker die Hose und das T-Shirt, die Kleidungsstücke, die sie tagsüber getragen hatte. Aus dem Transportkorb baumelten die Strümpfe bei jedem Schritt. Auf ihrem Schlafanzugoberteil der Schriftzug *Happiness*. Ein herzerwärmendes Bild, das sich in mein Gedächtnis einbrennen würde. Auf Höhe des Bettes ein kurzes Innehalten, ein besorgter Blick. „Und, wie geht's ihm?“ Ein kurzes Nicken. Dann zog sie wieder weiter mit ihrem Gefährt und dieser unvergleichlichen Art, die Dinge zu nehmen, wie sie eben waren.
Ich bewunderte ihr tiefes Vertrauen in uns Kinder. Die Fähigkeit, den Staffelstab der Sorge für eine Zeit abzugeben und wieder in den Schlaf zu finden, um für das Kommende Kraft zu schöpfen. Ich schaute ihr hinterher. *Hoffentlich können wir Mama gut auffangen, wenn die Trauer sie in naher Zukunft niederdrücken wird.*

Leserstimmen:
Die Autorin versteht es, das Thema Sterben als "etwas Normales", das zum Leben dazugehört, und die Begleitung als wertvoll zu beschreiben. Das Buch kann liebevolle Hilfestellung sein, und auch Antworten auf die letzten Fragen geben.
Regina

Es geht unter die Haut, es geht ans Herz. Ein Abschied, wie es sich jeder und jede Familie nur wünschen kann. Eine Geschichte, die dem Tod seinen Schrecken nimmt.
Manuela

“Ein Mutmacher für alle die mit Palliativen Situationen umgehen müssen. Ein Buch das Hoffnung macht, dass bis zum letzten Atemzug Vergebung möglich ist, die sowohl das Sterben als auch das Zurückbleiben leichter macht.”
Andrea

Karin Hoisl-Schmidt ist Psychologin, Autorin und Liedermacherin und lebt bei Pfaffenhofen an der Ilm / Bayern. In ihrer Arbeit verbindet sie psychologische Tiefe mit Menschlichkeit und feinem Humor. Ihre Bücher, Konzerte und musikalischen Lesungen eröffnen neue Perspektiven auf Leben, Sterben und die Kunst, das Dasein aktiv und freudvoll zu gestalten.

post@karinhoislschmidt.de
01512 8020743
www.karinhoislschmidt.de